

Die Buchhandlung

Johanna war gerade einmal zwölf Jahre alt und alles was sie kannte, war einzig Krieg, Hunger, Hoffnungslosigkeit und bittere Armut. Sie lebte zusammen mit ihrem Vater in einer Gesellschaft, in der es nur noch gescheiterte Existenzen und vergessene Leben gab, die von den Gewinnern des Krieges regiert und ausgebeutet wurden. Der Kampf um die Seele des Landes ging zugunsten derjenigen aus, die die Gesellschaft spalteten. All jene, die in den Augen der Sieger nichts taugten, wurden in den alten verkommenen und zerstörten Städten zum Sterben zurückgelassen. Die Elite aber lebte in einer glamourösen Stadt namens „Neu Germania“.

In „Neu Germania“ herrschte die Angst mit eiserner Faust. Jeder der dort lebenden Menschen hatte seine persönliche Freiheit an den Staat verkauft. Nur die Elite der Elite wurde geduldet und niemand war davor gefeit in die alten Städte abgeschoben oder verbannt zu werden, wenn er es sich nicht leisten konnte, den hohen Anforderungen „Neu Germanias“ zu entsprechen. Selbst einstige, große und schwer reiche Persönlichkeiten wurden zum Teufel gejagt, nachdem sie alles durch Glücksspiel, schlechte Investitionen oder falsche wirtschaftliche Entscheidungen verloren hatten. Ruhm war nirgends so vergänglich wie dort.

Trotz ihres zarten Alters hatte Johanna so einiges miterlebt und gesehen. Seien es die Straßenschlachten, die ein Haus nach dem anderen in lichterlohe Flammen aufgehen ließen oder aber persönliche Verluste. Einer dieser Verluste war der Tod ihrer jüngeren Schwester Susanne und ihrer Mutter Maria gewesen. Diese verkräftete ihr Vater nicht. Seit dem Tod seiner halben Familie durch Hunger, war er nicht mehr der Mann, der er einmal war. Früher war Johannas Vater Lehrer gewesen. Lange vor dem Krieg. Er war kräftig gebaut, immer tadellos gekleidet und gepflegt gewesen. Selbst noch dann, als der Krieg ausgebrochen war. Johanna ist in eben jenen Krieg geboren worden. Es herrschte nun seit gut fünf Jahren Frieden. Dies bedeutete, dass der Krieg bereits sieben Jahre seit ihrer Geburt gewütet hatte. Ihr Vater erzählte ihr einst, als er ihr das Lesen und Schreiben beigebracht hatte, dass der Krieg bereits sechs Jahre vor ihrer Geburt ausgebrochen sei.

Die Menschen in den alten Städten hatten jeden Willen zum Leben verloren. Dies spiegelte sich in den verfallenen Gebäuden wieder. Die Buchhandlung, in der Johanna und ihr Vater hausten, war ein fabelhaftes Beispiel dafür gewesen. Die Frontmauer des Geschäfts war durch die vielen Schlachten in sich zerfallen und gab die Sicht auf ihr Innerstes preis. Zwischen den Trümmern lagen viele der Bücher unter Staub und Schutt begraben. Zwischen den Regalen, in denen noch immer Bücher ordentlich standen, zierten Einschusslöcher die Wände. Der abgeplatzte und zu Staub pulverisierte Putz der Wände säumte und benetzte die Regale und Bücher in ihnen. Und er machte es unmöglich die Titel der Werke zu lesen. Verblichenes Blut zeugte von der Hoffnungslosigkeit. Still, aber deutlich. Leider hatte Johanna keine Zeit, sich auch nur eines dieser Bücher genauer anzusehen. Sie ahnte nicht, auf welchem Schatz des Wissens sie dort mit ihrem Vater lebte. Stattdessen nutzte sie die auf dem Boden liegenden Bücher und die zerfetzten Reste eben jener, um das karge Feuer zu schüren, das ihr Vater damals zum Leben erweckt hatte. Heute saß er stumm und meist apathisch,

regungslos davor und starrte in die lodernde Glut der verbrennenden Seiten. Auf einem selbstgebauten Gestell hing ein geflickter, schäbiger Kessel, den Johanna in einem der alten Tante-Emma-Läden gefunden hatte und in dem eine stark verdünnte Brühe köchelte. Diese verfeinerte sie mit Brennesseln und Unkraut, das sie überall um den Brunnen herum am Marktplatz gesammelt hatte. Johanna lebte nur noch dafür, sich um ihren hageren, fast verhungerten Vater zu kümmern. Dabei zeigte sich der Verzicht bei Johanna auch deutlich in ihrer Statur.

An einem späten Abend - die Sonne war gerade hinter den gut fünfzig Meter hohen Mauern des angrenzenden „Neu Germanias“ untergegangen - hörte Johanna ein Schlurfen in der Dunkelheit. Erst war es ganz leise, ganz fern. Doch wurde es immer lauter und lauter, bis Johanna es nicht mehr aushielt und sie sich hinter einem der größeren Trümmer versteckte. Im Schein der dürftigen Flammen tauchte plötzlich eine große Gestalt auf. Gehüllt in einen weißen Mantel des Militärs „Neu Germanias“ wirkte die Gestalt bedrohlich auf Johanna, denn sie kannte die zerstörerische Wut jener Soldaten in den weißen Uniformen nur zu gut. Doch dieser hatte allen Schrecken verloren, den er besaß. Der Mantel wirkte nicht mehr bedrohlich auf Johanna, denn er war von all dem Dreck und Staub am Saum ganz grau und zerrissen. Hier und dort zierten kleine Löcher, von Mottenfraß herrührend, den wärmenden Wollstoff. Das hagere Gesicht des Mannes wurde von fettigen, langen Haarsträhnen verdeckt und Johanna wusste instinktiv, dass dieser Mensch eine Menge durchlebt hatte, als die Gestalt immer näherkam und durch den Lichtschein des Lagerfeuers erhellt wurde.

Einst hatte sie diesen Mann schon einmal gesehen. Das war genau eine Woche nachdem der „Frieden“ eingekehrt war. Damals hatte er kurzes nussbraunes Haar gehabt, er wirkte weitaus genährter als er es jetzt tat und damals machte ihr diese Gestalt wahrlich Angst. Doch wirkte er schon damals traurig, so traurig wie ihr Vater nach dem Verlust seiner Frau und jüngsten Tochter. Damals konnte man den Namen Schwarz auf einem kleinen Schild lesen, das an seiner rechten Brust angebracht war. Mitleid stieg in ihr auf und sie ließ es zu, dass Schwarz sich an das Lagerfeuer und sich damit zu ihr und ihrem Vater setzte.

Schwarz wusste nicht, warum, aber er spürte eine seltsame Regung der Vertrautheit, als er den Vater sah. „Was macht ihr beiden denn noch in dieser verfluchten Ruine einer Stadt?“ waren die ersten Worte, die Schwarz nach einer halben Stunde an den Vater von Johanna richtete. Als dieser nicht antwortete, wurde er jedoch ungehalten und mit lauter Stimme fragte er dann: „Soll das ein schlechter Scherz sein?! Ich habe Ihnen eine Frage gestellt, werter Herr. Oder können sie nicht sprechen?!“ Johanna, die von der plötzlichen Lautstärke eingeschüchtert war, sah zu Schwarz auf. Dann sagte sie mit erregter, schwacher Stimme: „Nein er kann nicht sprechen. Das sehen Sie doch oder etwa nicht? Er kann sich auch nicht bewegen. Deswegen leben wir hier zwischen all dem Schutt und den Büchern!“ Sie hatte all ihren Mut für diese paar Worte zusammengebracht und als Schwarz sie mit dunkler Miene ansah, ergriff sie ein tiefer Schrecken.

Schwarz jedoch musterte das junge Mädchen genau. Etwas an ihr kam ihm sehr bekannt vor. Die Augen, diese hellen leuchtenden Augen, sahen der seiner Tochter wie zum Verwechseln ähnlich. Um seine Gefühle nicht zu zeigen, fuhr sich Schwarz mit dem Handrücken über das Gesicht und wischte damit die Tränen ab. „Entschuldige, Kleine...

Ich wollte weder dir noch deinem Vater Angst einjagen. Schließlich muss ich mich für eure Gastfreundlichkeit mindestens mit guten Manieren bedanken, oder? Aber sag mir, wie nennt man dich überhaupt?“

Überrascht von der Aussage kletterte Johanna aus den Trümmern hervor, setzte sich an das Feuer und hielt ihre kalten, frierenden Hände über den wärmenden Schein. Dann griff sie wieder nach einigen Seiten zerstörter Bücher und warf sie ins Feuer. „Mein Name ist Johanna und du bist Schwarz, oder? Zumindest stand dieser Name noch vor fünf Jahren auf deiner Brust - damals, als du hier durchgewandert bist.“ Mit einer Mischung aus Entsetzen darüber, dass dieses Kind Papier aus Büchern verbrannte um wenigstens etwas Licht und Wärme für sich und ihren Vater zu haben und der Bewunderung darüber, dass sie nach all diesen Jahren wusste, wer er war, sah er sie an. Keinen Ton mehr sagend.

Still erhob sich der Soldat, als er merkte, dass Johanna durch die aufkommende Kälte zu Frieren begann. Langsam zog er den großen, langen Wollmantel aus und riss diesen in drei gleich große Teile. Erst wickelte er das Mädchen in einen der langen Fetzen, sie so vor der Kälte der Nacht schützend. Dasselbe machte er mit ihrem Vater, nur vorsichtiger, um ihn nicht zu verletzen. Den letzten Teil des zerrissenen Mantels wickelte er sich selber wie einen Umhang um die Schultern. Dabei verbarg Schwarz die im Feuerschein aufgeblitzten Orden, die an seiner Brust prangten. Johanna sah voller Dank zu Schwarz auf, während dieser zu den Regalen herüber schlurfte. Sich eines der Bücher nach dem anderen nehmend, strich er immer wieder den Staub von den Deckeln herab, las die Titel und stellte sie wieder zurück. Doch in einem dieser Bücher blätterte Schwarz herum. Johanna konnte den Titel trotz des Flackerns der Feuerstelle nicht entziffern, da er von den Fingern des Soldaten zum Teil verdeckt wurde. Einzig „Zum...“ konnte sie erkennen.

Als Schwarz sich die Zeilen durchlas, musste er an seine Zeit in der Armee denken. Besonders an seine Ausbildung. Sein Ausbilder sagte einst: „Die moderne Bildung, verursacht durch die Gedanken der Freiheit und Vernunft des Individuums, ist Gift für die Interessen der Regierung und des Kapitals. Es gilt sie mit Härte und rechtschaffenden Zorn zu vernichten!“ Damals glaubte Schwarz an die Worte seines Ausbilders und an die Propaganda seiner Bewegung, dass Demokratie und Freiheit nur zum Untergang der Menschheit führten. Dass einzig Wachstum und Leistung die neuen wahren Götter seien. Und das wurden sie. Arbeit verkam zum Götzen der neuen Welt.

Nachdem Schwarz das Buch geschlossen hatte und es in seine Hosentasche steckte, setzte er sich wieder zu Johanna. Diese wurde dank der freundlichen Geste des Mannes immer zutraulicher und so durchbrach sie die Stille der Nacht. „Sag mal: Warum bist du eigentlich damals aus „Neu Germania“ verschwunden und hier durchgelaufen?“ Einige Sekunden schweigend starrte Schwarz in das kleine, hungernde Feuer. Auf seinem Gesicht tanzten durch das Flackern kleine Schatten. Laut seufzte er auf, ehe er noch einmal tief Luft holte. „Weißt du, Johanna, vor fünf Jahren, an dem Tag, an dem „Neu Germania“ den Krieg für beendet erklärte, da sagte man mir, als ich heimgekehrt war, dass meine siebzehnjährige Tochter aus der Stadt verbannt worden sei. Sie sei nicht tauglich für diese neue Welt. Man brachte sie hier her, in die alte, vermodernde Welt.“

Ich konnte es nicht glauben und bin deshalb aus der Armee ausgetreten, um sie suchen zu gehen. Aber ich habe sie nie wiedergesehen.“

Während des Gesprächs und der späten Stunde, wurde Johanna immer müder. Nach einem Gähnen lehnte sie sich gegen die rechte Seite von Schwarz und murmelte ein leises: „Das tut mir aber wirklich leid“ hervor. Schwarz lächelte bei diesem Anblick und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. „Du solltest jetzt etwas schlafen, mein Kind. Es ist spät. Keine Uhrzeit, an denen Kinder noch wach sein sollten.“ Doch dies bekam Johanna bereits nicht mehr mit. Sie hatte es sich so gut es ging zwischen einigen Trümmerbrocken und Papierseiten gemütlich gemacht. Die Fetzen des Wollmantels zog sie sich über den Körper. Die letzten Worte, die Johanna in dieser Nacht murmelte, waren die folgenden: „Weißt du was? Ich werde dich ab jetzt Martin nennen! Ja, das ist ein schöner Name, der zu dir passt.“

Nachdem die Kleine tief und fest eingeschlafen war, zog Martin das Büchlein aus seiner Hosentasche hervor. Er öffnete den Deckel und las darin Seiten, die er willkürlich öffnete. Auf einer der Seiten erblickte er das Wort „Republik“. Wieder schwelgte Schwarz in einer Erinnerung. Dieses Mal war es eine Erinnerung aus seiner Kindheit, lange vor dem Krieg. Er saß mit anderen Jungen und Mädchen in einem Raum. Alle hörten gebannt den Worten eines jungen Mannes zu, der ihr Lehrer war. Schwarz wusste nicht, warum es genau diese Worte waren, aber es waren die, die sich tief in seinen Verstand gebrannt hatten.

Der Lehrer prägte ihnen folgende Worte ein: „Ah, Demokratie! Die Demokratie ist ein erhabener Schild, der im antiken Griechenland, in Athen geschmiedet wurde. Eine gewagte Idee, um die Tyrannei und Barbarei zu beenden und die Geschicke des Landes und der Gesellschaft in die Hände des Volkes und deren frei gewählten Vertretern zu legen. Eine Kultur des waffenlosen Streitens, des Diskutierens und der Vernunft war geboren.“

Doch dieser Schild zerbrach vor fünf Jahren, mit dem Sturm der Regierung, durch die Truppen „Neu Germanias“. Martin wusste tief im Inneren, dass all das Leid der Menschen in den alten Städten nicht sein musste. „Neu Germania“ hatte die Mittel um alle in den umliegenden Städten mit dem Nötigsten zu versorgen. Mit Essen, sauberem Wasser und einer warmen, sicheren Unterkunft. Doch Martin wusste, der Mensch bedarf nicht nur des Brotes.

Er erhob sich und ließ das Kind und ihren Vater im schwachen Schein des Lagerfeuers zurück. Er ging nach Norden zur Mauer, die „Neu Germania“ von dem Rest der untergegangenen Welt trennte. Vor einem riesigen schwarzen Tor blieb er stehen. Den sich bildenden Kloß in seinem Hals herunterschluckend sah er empor, bis er den hellen Schein der Suchscheinwerfer auf seinem Gesicht spürte. Einer aus der Patrouille schrie den ehemaligen Soldaten an. Als dieser allerdings auch beim dritten, „Wer sind Sie?!“ nicht antwortete, kam die Patrouille mit erhobenem Gewehr auf ihn zu. Als aber Orden auf seiner Brust im Lichtkegel der Scheinwerfer blitzten, nachdem sich Schwarz den Fetzen seines Mantels von den Schultern gerissen hatte, entschuldigte sich die Patrouille und wies der Torwache an, das riesige Tor zu öffnen.

Es dauerte etwas, bis Schwarz nun endlich vor dem Rat der Regierung Neu Germanias stand. Stunden vergingen, als er leidenschaftlich versuchte, seine Idee einer Republik der Freiheit und Gerechtigkeit für alle Menschen den tauben Ohren des Rates zu erklären. Doch zunehmend schwand in ihm die Zuversicht. Als Verräter der Sache, als von der Demokratie getäushtes Kind Neu Germanias oder auch als Schande, wurde Schwarz verleugnet und denunziert. Der Rat wies die Wache an, Schwarz abzuführen und sich seiner zu entledigen. Er wurde auf die hohe Mauer geführt. Unweit des Tores, mit Blick auf den nahen gelegenen Marktplatz, entledigte man sich des Problems Schwarz mit einer einzigen Kugel. Seinen Körper übergab man der verlorenen Welt, vor der Mauer „Neu Germanias“.

Am nächsten Morgen erwachte Johanna aus ihrem traumbegleiteten Schlaf. Sie war verduzt und traurig darüber, dass Martin sie und ihren Vater alleine in der Ruine der Buchhandlung zurückgelassen hatte. Doch Zeit darüber nachzudenken hatte sie keine, denn wieder warf das junge Kind einige Bücher in das karge Feuer und machte sich auf den Weg, Brennnesseln und Unkraut für die Suppe zu suchen, die sie für Martin, ihren Vater und für sich kochen wollte. Als sie am Marktplatz entlang ging, erblickte sie zwischen dem aufgebrochenen Asphalt der Straßen ein kleines weiß-gelbes Blümchen. Sie pflückte es und machte sich auf dem Weg zur großen Mauer. Im Schatten wuchs das Unkraut nämlich wie von Geisterhand. Als sie dort angekommen war, erkannte sie den Mann, der regungslos im Schatten der Mauer lag. Tränen liefen der kleinen Johanna über das Gesicht und benetzten den mit Unkraut bewachsenen, kargen Boden, in dem auch das dunkle Blut von Schwarz einsickerte.

Langsam mit zitternden Beinen und lautem Schluchzen ging Johanna auf den regungslosen Körper zu, der mit dem Gesicht voran auf dem Boden lag. Etwas hielt Schwarz in seinen Händen. Johanna erkannte, dass es das Büchlein war, das er sich in der vorherigen Nacht in die Hosentasche gestopft hatte. Sie beugte sich zu ihm runter, nahm das Büchlein an sich und legte das Blümchen in die kalte Hand von Martin Schwarz.

Sich die Tränen abwischend, wandte sie sich von dem grausamen Anblick ab. Sie wischte den Dreck des Bodens von der Frontklappe des Buches. Still las sie die Worte. Trotz des verblichenen Namens des Autors las sie den Titel „Zum ewigen Frieden“.

Mit diesem kleinen Schimmer der Hoffnung verließ Johanna Martin und ging zurück, um sich um ihren Vater zu kümmern, dabei im Büchlein blätternd und lesend.

Bernd Benjamin Bock